Volksthümliches aus dem Grossen Marienburger Werder.

Von

J. Preuschoff, Pfarrer in Tannsee.

(Hierzu Tafel I.)

Wenn ich nachstehend „Volksthümliches aus dem Grossen Marienburger Werder" veröffentliche, so thue ich es, angezogen von der Eigenartigkeit des hiesigen Volkes, in der Absicht, einen Baustein zum weitern vollständigen Ausbau der heimischen Volkskunde zu liefern. Ich bin kein geborener Werderaner, sondern Ostpreusse und von Jugend auf bis in meine vierziger Jahre an die Sprache, Sitten und Gewohnheiten des Ostpreussischen Volkes, speciell der Braunsberger und Königsberger Gegend, gewöhnt. Als ich hierher kam, ward ich überrascht von dem grossen Unterschiede, der in genannten Beziehungen zwischen hier und dort herrscht, und ich fing an alles mir hier Neue und Auffallende zu sammeln; und wenn ich auch mit diesem Sammeln noch nicht zu Ende bin, so halte ich es doch schon für zeitgemäss, das bisherige Resultat zu veröffentlichen.

Das Gebiet, über welches sich diese Arbeit erstreckt, das Grosse Marienburger Werder, begreift den ebenen fruchtbaren Landstrich zwischen Weichsel und Nogat von der Montauer Spitze abwärts bis etwa 5 Kilometer nordöstlich unterhalb der Stadt Neuteich, wo das Werder in die tiefer gelegene Tiegenhöfer Niederung übergeht[1]). Wenn nun auch im ganzen weiten Gebiet der Weichselmündungen grosse Aehnlichkeit in Sprache, Sitten und Gebräuchen sich findet, so ist doch in den einzelnen Theilen manches wieder anders, und man muss sich wohl hüten von einem Theil auf den andern zu schliessen.

Bei meiner Sammlung bin ich von den Herren Besitzern von Tannsee, den Herren Pfarrer Heinick-Gr. Lesewitz, Hofbesitzer A. J. Claassen-Mierau u. a. m. freundlich durch Beiträge und Erläuterungen unterstützt worden, wofür ich allen hiermit meinen besten Dank sage.

I. Die Sprache der Grosswerderaner.

Die Sprache der hiesigen Gegend ist das sogenannte Plattdeutsch, wie es ähnlich in vielen Gegenden Ost- und Westpreussens gesprochen wird; und nicht bloss das gewöhnliche Volk spricht es, sondern auch die gebildetere

[1]) Links der Weichsel liegt das Danziger und rechts der Nogat das Kleine Werder.

Klasse der Besitzer bedient sich im Verkehr unter einander meistentheils und mit Vorliebe und im Umgang mit den Dienstleuten wohl immer dieser Mundart. Doch weicht das hiesige Plattdeutsch von dem mir bekannten, z. B. der Braunsberger Gegend, ganz bedeutend nicht nur dadurch ab, dass bei den auf r endigenden Wörtern dieses r auch stets gehört und also nicht wie dort Broda (Bruder), keena (keiner) gesagt wird, sondern Broder, keener; auch ferner die Vorsilbe ge gern weggelassen und z. B. „nau" statt „genau" gesagt wird[2]), sondern dasselbe ist auch mit einer grossen Menge ganz eigenthümlicher Wörter, Ausdrücke und Redensarten durchsetzt, von denen manche niederdeutschen, viele polnischen, noch andere lateinischen Ursprungs sind und von denen ich glaube, dass sie in solcher Art und Menge (vielleicht mit Ausnahme der Tiegenhöfer Niederung, des Danziger und Kleinen Werders) selten irgendwo, vielleicht nirgend mehr in Preussen vorkommen.[3])

Nachstehend gebe ich und zwar in der Mundart des Volks eine Aufzählung derselben, wobei ich also selbstverständlich alle jene Volksausdrücke weglasse, welche mehr oder weniger überall, z. B. in meiner ostpreussischen Heimath, vorkommen. Den im Hochdeutschen gar nicht, im Platten aber häufig vorkommenden Mischlaut aus a und o werde ich durch a mit o darüber (ă) geben und da, wo sch wie das französische je gesprochen werden soll, sch mit Strich darüber (s̄ch) setzen.

a. Hauptwörter.

Ălbessem, der Johannisbeerstrauch.

Ălwand, das Querbeet am gepflügten Acker.

Ăwesied, (Abseite) ein Taschenanbau an Scheunen.

Äsel, die Strohasche, scheint mir Diminutivform von Asche zu sein: die ganz leichte Strohasche, ein Äschelein, Äschel, woraus Äsel.

Bähne, der Raum unter dem Dache des Wohnhauses, das altdeutsche „Bühne", anderswo „Lucht" oder „Söller".

Balg, Waschbalg, Waschteine oder Wanne, während mit „das Balg" wohl ein Kind bezeichnet wird.

Blärr, seltene Bezeichnung für Schaf.

Blott, Schmutz, aus dem polnischen, wo bloto aufgeweichte Erde, Schlamm bedeutet.

Bohnersch, handliche 20 Centimeter lange Bündel von den harten Stengeln des Heidekrauts (*Erica vulgaris* L.) zum Ausscheuern von Küchengeräthen: Eimern, Töpfen.

Bommke, kleines rundbauchiges Branntweinglas.

---

[2]) Andere Form-Eigenthümlichkeiten werden im weitern Verlauf zur Anschauung kommen.

[3]) In dem Glossar der unlängst erschienenen schätzenswerthen Schrift von E. Lemke: „Volksthümliches in Ostpreussen" finden sich von den von mir aufgeführten hiesigen Ausdrücken nur 17, worunter 2 mit anderer Bedeutung.

Brägen, das Gehirn, niederdeutschen Ursprungs: Brego oder Bragi bei einigen niederdeutschen Völkerstämmen der Gott der Klugheit und der Dichtkunst (vergl. Grimm's Mythologie der Deutschen).

Brähk, Durchbruch der Flussdämme, daher „Brähkloch", ein durch Dammbruch entstandenes Wasserbassin, auch Kolk, Bruchkolk genannt.

Brenning, Brennmaterial: Holz, Kohlen, aber auch Stroh und Stoppeln, die hier vielfach als solches benutzt werden.

Bröch, der Bauch, ein weitverbreiteter Ausdruck; hier aber werden auch mitunter die Kinder „Bröche" genannt, pars pro toto. Der Bauch heisst wohl auch „Kajütt", z. B. sich „de Kajütt vollschlagen" soviel wie: stark essen.

Brostlapp, eine Weste, deren Brust- und Rücktheil von Tuch ist; im Scherz auch „Dreischemel" genannt, weil Kopf und beide Arme wie ein Dreischemel daraus hervorragen.

Bulwe, Kartoffeln, aus dem Lateinischen: bulbi = Knollen.

Buscherunn, von dem polnischen buzerunek das Mieder, ein Oberhemde von farbigem Stoff, für Arbeiter.

Erdschocke, auch blos Schocke für Kartoffeln.

Fâtsch, Vater, mehr liebkosend.

Floth, flaches hölzernes Gefäss zum Milchabrahmen.

Forth (Furth), Ueberweg über Gräben.

Gekähks, Gemüse; Gekähks-Gârde, Gemüsegarten.

Geissel, Peitsche, Knallpeitsche.

Gnorr, das Schwein, aber selten und mehr nur im Aerger gebraucht.

Gâts-Penning, das Handgeld, wohl entstanden aus „Gottespfennig", ein hie und da in Deutschland für „Handgeld oder Unterpfand" gebrauchter Ausdruck; kömmt in Goethe's Götz von Berlichingen vor.

Gröffel (hochdeutsch Grüffel), Furche zum Abziehen des Wassers von den Aeckern oder Wegen; ist wahrscheinlich Diminutivform von „Gruft": Grüftelein, Grüftel, endlich Grüffel.

Gluch, ein niedriges etwas weites irdenes Küchengeschirr, Mittelding zwischen Topf und Schüssel, mit oder ohne Henkel.

Hâkebood (Hakenbude), ein kleines Material- mitunter zugleich Schnittwaaren-Geschäft in den Dörfern.

Hötting, Heizmaterial.

Jaukel, Spott.

Ihle, die Grannen (Spelzen) an Gerste (Gahrschte-Ihle) und andern Getreidearten, anderswo „Eimeln" oder „Eimen" genannt.

Kest, de (e kurz zu sprechen wie in Rest), der Schmaus, z. B. Fönsterkest, Schweinskest, wovon später.

Kittke, Gefängniss.

Klatten, anderswo Klunkern, die Rückstände des Flachses.

Klock, die Uhr, Wanduhr.

Klompe, Fusszeug ganz aus Holz gearbeitet.

Klothke (kleine Klause) eine Art hölzerner Käfig.

Knötttieeh, das Strickzeug.

Knoss, das Bein, besonders von Rindvieh und Pferden gebraucht.

Kopitte (vom poln. Kopyt), die Klaue, Hufe am Schwein und Rindvieh. Knosse und Kopitte wird auch mehr scherzhafter Weise auf Menschen übertragen.

Komm, grosse irdene Schüssel, in Zusammensetzung „Lecherkomm" der Durchschlag.

Koss, die Ziege, von der poln. Koza (z wie ss zu sprechen).

Korr-Morr, Menggetreide, z. B. Hafer und Gerste zusammen gesät.

Krictke (Kräutchen), ein Sträusschen aus starkriechenden Pflanzen, namentlich Thymian, Majoran, Levkoien u. dergl., wie es im Sommer die Mädchen in die Kirche mitzubringen pflegen.

Krutstöck, das Blumenbeet.

Kuffel, die Obertasse.

Kunkel, niedrige Stelle im Acker.

Kusse, polnischen Ursprungs, nach Vermuthung des Herrn Pfarrers Heinick-Gr. Lesewitz, dem ich überhaupt die Erklärung der aus dem Polnischen stammenden Ausdrücke verdanke, von kusy (s scharf zu sprechen, wie doppelt) = zugestutzt, Lederschuhe, eine Art Halbstiefel mit hölzernen Sohlen.

Legumien (aus dem Lateinischen legumina Hülsenfrüchte), die Gaben, welche sich die Dorfsarmen zu Weihnachten von den Besitzern zu holen pflegen, worunter wohl stets auch Erbsen sind. (Aber schon selten gebraucht.)

Leidack, Schimpfwort für einen hinterlistigen, verschmitzten Menschen.

Lunze, Lumpen.

Machandel, Wachholderschnaps, ein beliebtes Werdergetränk, mit Zucker genommen, mit einem Stäbchen umgerührt, daher die Redensart: Machandel mit dem Knüppel.

Mau, der Aermel.

Muttsch für Mutter, gemüthlich.

Ohrtsched, der Schwengel zum Anlegen des Sielenstrangs, vom polnischen orczyk, der Schwengel.

Peske, die Obstkerne, selten.

Poggeschättel (Froschschüssel), auch Poggeschachtel, die Muschelschale; die Kinder glauben, es sässen Poggen (Frösche) darin.

Potattsche, ein fleckiger Hautausschlag beim Tode der Kinder. „de Potattsche sön togeschläge" heisst es dann.

Radau (Ton auf der 2. Silbe), Randal, unbändiges tobendes Betragen.

Rohm, der Russ.

Säg, die Sau.

Sämersch, Sommergetreide.

Sädeltiet, die Saatzeit, Zeit der Ackerbestellung.

Schabelke (vom lateinischen scabellum) das Fussbänkchen.

Schacht, Schläge, Züchtigung.

Scharugg, altes abgetriebenes Pferd, nach der Vermuthung des Pfarrers Heinick von dem polnischen szaruga, welches schlechtes regnerisches Wetter bedeutet, übertragen auf abgetriebenes Pferd, was nach einer Redensart aussieht, wie acht Tage Regenwetter. Eine Regenwolke wird hier stellenweise auch „Scharugg" genannt. Nehmen wir dazu gleich

Schörr und Schkapp, ebenfalls Bezeichnungen für „Pferd"; ersteres für „altes abgetriebenes Pferd", nach Heinick übertragener Ausdruck vom polnischen Zér, was „Mastfutter" bedeutet, also ein Gaul, der nur noch zum Fressen da ist; dagegen Schkapp, vom polnischen szkapa = Schindmähre, bezeichnet hier überhaupt „Pferd", mitunter sogar ein tüchtiges. „Er hat ein Paar tüchtige Schkappen!" Im Uebrigen werden die drei vorgenannten Ausdrücke gerne im Aerger gebraucht, auch selbst aufs beste Pferd.

Schlentermötz, Kopf-Hüllchen für Frauen, mit einer Krause hintenherum.

Schlöppge, die Augen.

Schwing, Schockeschwing, eine Art Korb von Wurzeln oder Weidenruthen geflochten, anderswo „Kiepe" genannt.

Seep-Lies (Seif-Liese), ein Schimpfwort, soviel wie „altes Waschweib"

Sester, Schwester.

Spell, die Stecknadel.

Tähg, dumme Streiche.

Täppekicker, wenig schmeichelhafter Titel für Männer, die ihren Frauen die Töpfe revidiren.

Tågel, Züchtigung.

Tåkel, Töpfergeschirr.

Temmlitz, das Dorfsgefängniss, nach Pfarrer Heinick vielleicht vom polnischen ciemnica (spr. Zemniza) die Finsterniss.

Tobdook (Topftuch), Waschlappen zum Reinigen der Küchengeräthe.

Tohbrod, was zum Brode gegeben wird, also Butter und Schmalz.

Tohschlag, auch Dohrschlag, ein Verhau oder Verschlag, um die Zugänge zu den Viehweiden zu schliessen, anderswo „Heck". Ein fester Verhau auf Grenzen heisst hier: Bock.

Waddig, Molken.

Wåselicht, das Irrlicht. Soll das aus „Wiesenlicht" entstanden sein?

Wennig, eine Ueberjacke für Männer.

Wieser, der Zeiger an der Uhr.

Wintersch. dat, Wintergetreide: Roggen und Weizen.

Zallach, lustiges Treiben in den Kathen, meistens mit Tanz.

Zarem, grosse Gesellschaft in den Höfen, scherzhaft „Utfrätsel" (von „ausfressen") genannt. Anderswo bedeutet „Zarem" oder „Zarm" die Begräbnissfeier.

Ziplin oder Zipliner, eine aus mehreren Riemen bestehende Klopfpeitsche, offenbar von dem lateinischen disciplina.

Zippelfieg (Zwiebelfeige), die Aloe.

b. Eigenschaftswörter:

benaut, benommen, z. B. „benaut öm Kopp“ = benommen im Kopf. oder man hört: „Mie öss so benaut“ = so beklommen ums Herz;

däfftig, ruhig und abgemessen im Auftreten, vielleicht von „bedächtig“;

däkrich, schwach, zerbrechlich, von Wagen und Gebäuden gebraucht;

duhn, betrunken;

fohs, leer, taub, von der Aehre gebraucht;

fummlich, zweifelhaft, unsicher;

holsterich, uneben;

karsch, frisch, muthig;

korrekt, eigen, ordentlich; überaus häufig auch vom gewöhnlichen Manne gebraucht;

koslatterich, nachlässig, unordentlich, namentlich in der Kleidung;

kresch (e ganz kurz) scharf gewürzt, versalzen;

losbändig, ledig, unverheirathet;

macklich, sich wohl fühlend (mollig), das Gegentheil davon

onmacklich;

mâhrtig, faul, träge;

pielkefingrich, geizig;

pienig, fleissig;

riew, Gegentheil von „sparsam“, fast „verschwenderisch“, wenigstens „reichlich“;

schmock, ein sehr umfangreicher Begriff für Alles, was untadelhaft ist, z. B. eene schmocke Margell, schmocket Brod (gutes Brod), ött öss schmock to gâhne (gut zu gehen);

spietig, widerspenstig;

winksch, schief, winklich.

c. Zeitwörter:

befriee, in den Ehestand treten;

beplängern, sich benetzen, mit einer Flüssigkeit bespritzen!

berohme, söck, sich berussen; wird aber auch in übertragener Bedeutung für „sich betrinken“ gebraucht;

beschlucke, söck, sich betrinken;

beschwelge, söck, dasselbe;

bohnere, mit dem Bohner ausscheuern (s. Bohnersch);

büstere, irre reden, phantasiren;

däwere, heftiges Geräusch machen z. B. durch Knallen, Schiessen;

dâhle, abnehmen, nachlassen; z. B. von der Krankheit „se dâhlt“ = lässt nach: so auch vom Sturm, Zorn u. dergl.;

ficheln, schmeicheln; vielleicht mit „fächeln“ zusammenhängend? (Fichelge Ooge, verliebte Augen);

gehäge, auch gähge, wonach verlangen, auf etwas Appetit haben:

giere, utgiere, vergiere = ausarten, aus Rand und Band gerathen;

gilse, gierig, sehr schnell essen;

gröhge, gedeihen, zunehmen, von Menschen und Rindern gebraucht, aber nur selten;

haggern (hadern?) feindselig zusammengerathen, sich zanken;

happse, ein eigenthümliches Geniessen mittels der Oberlippe; behappse z. B. den Löffel, ebenso uthappse;

klungen, vom polnischen kłonić (spr. klonitsch), was „sich beugen, von einer Seite zur andern neigen" heisst: ein beschwerliches Gehen im Schmutz. Synonyma für Gehen sind hier noch: stankern, stappe und tostappe, utstappe und wanke;

knoje, mühsam vorwärts kommen beim Arbeiten, Fahren u. dergl.;

knötte, stricken (vergl. „Knötttiech");

krägele, Jemand durch Reden ärgern:

kråge, nöthigen, zureden;

önnwachte, das Haus hüten;

opföhde, auffüttern, auch erziehen:

pänse, viel essen, den Päns (Pansen) vollschlagen;

piere, quälen;

pruhne, schlecht nähen;

pucke (pochen), das Getreide reinmachen, von Grannen und Hülsen befreien;

schäpe (schiffen), ein technischer Ausdruck im Werder für „das verkaufte Getreide zum Kaufmann fahren", gleichsam es ans Schiff zum Weitertransport schaffen;

schawitere, schwatzen, viel reden; ähnlich

schnakke, vielerlei reden;

schurägele, Jemandem mit Bitten zusetzen, ihn damit quälen, z. B. de Kinger schurägele mie egål nå Brod (die Kinder bitten in einem fort um Brod);

stipern, stützen (von stipare). Die mit Obst beschwerten Aeste werden mit Stangen „gestiepert". Auch „sich selbst stützen, entgegen stremmen": „Stieper di!" (stremm dich!) ruft man den sich Rangenden zu;

trecke, ziehen (von trahere), in den verschiedensten Zusammensetzungen und Bedeutungen überaus häufig gebraucht; z. B. an- onn uttrecke = an- und ausziehen; opptrecke = erziehen (die Kinder): „öck hebb de Kinger oppgetrocke" (ich habe die Kinder grossgezogen). In der Niederung heisst sogar die Theekanne „Treckkann";

verföhre, söck, erschrecken, vielleicht „sich verfärben, vor Schreck die Farbe wechseln".

d. Noch andere Ausdrücke und besondere Sprachformen:

bille wie, bille wem und was = erst wie, erst wem und was.

effent, eben nur, knapp. „Oett langt effent to" = es reicht nur eben zu.

egål, anhaltend, in einem fort (vergl. „schurägeln"); wird aber mitunter auch für „einerlei, gleichviel", wie das bald zu nennende „een dohnt" gebraucht;

fåke, oft;
fluck, sogleich, auf der Stelle;
gegenan, widerspenstig;
hindran, dahinter;
huss! (auch kuss!) Zurufe zum Anhetzen der Hunde;
jieh, ihr (Nominativ Plural);
juch, euch (Dativ);
juh, euch (Akkusativ);
låt, spät;
ruhm, völlig, vollkommen, z. B. „ruhm tigge Schäpel" = vollkommen 10 Scheffel;
schuder, links. (Hott onn schuder = rechts und links);
strack, bald, sogleich;
urschund, einzig darum (nach Pfarrer Heinick polnischen Ursprungs);
valäde, unlängst, jüngst, wird nur selten gebraucht;
von Dåg, heute;
zund, soeben (nur selten gebraucht);
Als eigenthümliche Sprachformen führe ich noch an:
Grotvåder, Grossvater, und ebenso
Grotmutter, Grossmutter;
dat Hahrt, das Herz;
de Kahrk, die Kirche;
Mumm, Tante; flöcke = fluchen; lödde = läuten; neie = nähen;
zestich, 60, u. s. f. eenonzestich = 61;
zäwentich, 70 u. s. f.
tachentich, 80, eenontachentich = 81 u. s. w., achtontachentich = 88 (auch wohl: tachontachentich);
de Någat, die Nogat;
Aargang, Dorf Irrgang;
Drågöhm, Dorf Tragheim;
Lingnau, Lindenau;
Niedick, Neuteich;
Tanns, Tannsee;
Toff, Tiegenhof;
Ziemsderp, Simonsdorf.

e. Redensarten.

Drock hebbe, viel zu thun haben.
Eene drocke Tiet, eine schwere Zeit, wo viel zu thun ist.
Een Dohnt, einerlei, ganz gleichviel. „Dat öss mie een Dohnt" = das ist mir einerlei.
Dat Hahrt bewöckeln (das Herz bewickeln) für: sich gut satt essen.
De Maue kratze = inständigst bitten; von der Sitte, dem Angeflehten unter bittenden Worten längs den Arm, den Aermel (Mau) entlang, zu streichen.

Mött dem hebb öck nuscht ömm Sönn, mit dem sympathisire ich nicht, das ist nicht nach meinem Geschmack: „Mött däne hebb öck nuscht ömm Sönn!“ sagt der Kutscher und rührt die Bohnen zu Mittag nicht an. Aehnlich:

datt mag öck nich.

ött likkent, zur Bezeichnung, welchen Eindruck dass Aeussere einer Person macht, nach was sie aussieht, wem sie ähnt;

ött spårt, wenn eine Arbeit von statten geht, schnell vorwärts kommt;

ött spårt nich, wenn das Gegentheil der Fall ist. Wahrscheinlich wird dabei an Zeitersparniss gedacht;

ött spöckent, es spuckt, auch von stark prasselndem Feuer gebraucht;

ött steckt (von stechen) söck nich so genau = es kömmt nicht so sehr darauf an;

ött vergeit söck noch, es lässt sich noch ertragen, aushalten (passiv) während die Redensart:

ött ös noch äwer to kriege, mehr aktiv so viel sagt als: das werden wir noch überwinden;

to Pall, fertig, zu Ende bringen: „öck war dat örscht to Pall måke“, ich werde das erst zu Ende bringen. Aehnlich:

reed sönne. Wenn eine Arbeit vollendet ist, dann sagen sie: „Nu si wie reed“; sind wir fertig. Mit diesem „reed“ hängt wohl auch die Redensart zusammen: „vom Gereede läwe“ = als Rentier, vom Kapital leben;

to Schöck kåme, mit etwas fertig werden.

Für: keinmal oder niemals sagt der Werderaner sehr gern: „noch nicht einmal“. „Das hab ich noch nicht einmal gesehen“ für: das hab ich noch niemals gesehen.

Will der Werderaner seinem Zorn Luft machen, dann ruft er wohl: „Schlagge Lichting!“ Schlagge ist offenbar der Donnerschlag und „Lichting“ der Blitz, wie man denn das Blitzen „leuchten“ (lichte) nennt, während der Ausdruck „lichtingsch“ als starke Begriffssteigerung gebraucht wird, z. B.: lichtingsche schlecht = sehr schlecht, een lichtingscher Körl = tüchtiger Kerl. — Zum Ausdruck des Verwunderns braucht man gern: Herr Gomm, Herr Gomke, Herr Gitt, mei Gomm, mei Gitt (mei statt „mein“); Gomm und Gitt wohl statt: Gott.

Ich schliesse hiemit die Blumenlese aus der hiesigen Volkssprache; einen und den andern darin nicht aufgeführten Ausdruck werden die folgenden Mittheilungen Gelegenheit bieten, kennen zu lernen. Aber gewiss noch gar Manches wird Gegenstand weiterer Beobachtung sein müssen.

Das Vorkommen mancher niederdeutschen Ausdrücke in der hiesigen Volkssprache, die oft an Fritz Reuter erinnern, dürfte auf die Thatsache zurückzuführen sein, dass vor Zeiten Einwanderungen aus den Gegenden am Niederrhein, aus Holland u. s. w. hieher stattgefunden haben, während die nicht wenigen aus dem Polnischen stammenden Ausdrücke sich daraus erklären, dass Westpreussen bis 1772 eine Provinz Polens und das polnische Element im Volke

stark vertreten war; giebt es doch noch bis heute im Gr. Werder und namentlich im obern Theil desselben nicht wenige polnisch redende Leute. Wie aber die ebenfalls nicht wenigen aus dem Lateinischen stammenden Ausdrücke als Legumien. Schabelke. Zipliner. stiepern u. a. m. in die hiesige Volkssprache eingedrungen sind. darüber wage ich kein Urtheil.

II. Sitten und Gebräuche.

a. solche. die sich an die Feste und Zeiten des Jahres schliessen.

1. Neujahr. Kaum ist der Vorabend des Neujahrsfestes angebrochen, so beginnen die Kinder einen Umgang durch's Dorf, gehen von Hof zu Hof, Neujahrswünsche oder überhaupt nur eigenthümliche Gedichte aufsagend, wofür sie mit barer Münze bezahlt werden. Unter diesen Deklamationen kommen recht originelle vor, z. B.:

„Oeck wönsch, öck wönsch!
Oeck si een kliner Mönsch.
Wenn öck war gröter sönne.
War öck ock bäter wönsche könne."

(Ich wünsch', ich wünsch'! Ich bin ein kleiner Mensch. — wenn ich werde grösser sein. — werd' ich auch besser wünschen können.)

Und folgendes:

„Oeck kåm hier angeloope.
Oeck sach den Schornsteen rooke.
Oeck weet woll, wat se måhke:
Schöne Niejåhrschkooke.
Gäwe se mie eene, denn bliew öck ståhne.
Gäwe se mi twee, denn fang öck an to gåhne.
Gäwe se mie dree toglick.
Denn wönsch öck enne dat ew'ge Himmelriek!"

(Ich komm' hier angelaufen, — ich sah den Schornstein rauchen. — ich weiss wohl, was sie machen — schöne Neujahrskuchen. — Geben sie mir einen, dann bleib ich stehen. — zwei, dann fang ich an zu gehen. — drei zugleich. — dann wünsch' ich Ihnen das ewige Himmelreich!)

Etwas Poesie ist im folgenden:

„Oeck kåhm angerennt.
Miene Böxkes sönn getrennt.
Mien Fuppke öss ganz geblåwe:
Oeck denk, se warn mie ehn Dittke gäwe."

(Ich komm' angerennt. Meine Höschen sind getrennt. Mein Taschchen ist ganz geblieben. Ich denk', sie werden mir ein Dittchen (Silbergroschen) geben).

In den letzten Jahren ist diese Sitte wohl aus den meisten Dörfern verschwunden, in dem statt ihrer die Besitzer den Kindern in ihren resp. Schulen eine Weihnachtsbescherung bereiten. An demselben hl. Abend ziehen auch hier Knaben mit dem Brummtopf herum unter Absingen des bekannten Brumm-

topfliedes (man vergleiche H. Frischbier in seinen Preussischen Volksreimen und Volksspielen S. 212 ff.): „Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch u. s. w.“, worin jeder der Hausbewohner seinen Wunsch bekommt, jedoch in Bezug auf die hiesigen Wirthschaftsverhältnisse etwas variirt. Ich theile dieses Werdersche Brummtopflied wegen der darin vorkommenden anstössigen Stellen nicht mit.[4]) „Glückgreifen“ und „Spielchen“ an diesem Abende seien nebenbei erwähnt. Besondere abergläubische Gebräuche, wie sie am Sylvester-Abende und überhaupt hier im Schwunge sind, übergehe ich; ihnen gedenke ich zu späterer Zeit einen eigenen Aufsatz zu widmen.

Am Neujahrsfeste gibt es zu Abend für alles Gesinde ein eigenes Gebäck. „Niejâhrschkookes“ auch „Purzelkes“ genannt, kleine in Schmalz gebackene Kuchen, sonst den bekannten Pfannkuchen ähnlich.

2. Lichtmesssen (2. Febr.) ist hier der Tag, an welchem jene Arbeiter und Käthener, denen ihre Herren die Arbeit und somit auch die Wohnung in ihrer Kathe gekündigt oder die ihrerseits gekündigt haben, sich eine neue Stelle suchen und Contrakte abschliessen. Manche Wetterregeln knüpfen sich, wie wohl überall, auch hier an diesen Tag. (Siehe letzten Abschnitt d, aus der Landwirthschaft.)

3. Fastnachten. Besondere Fastnachtsbelustigungen kommen im Grossen Werder nicht vor. Die Bäcker schicken ein eigenes Gebäck „Fastnachtsfladen“ herum.

4. Das Fest „Mariä Verkündigung“ (25. März) wird „Maria-Stromfrie“ genannt, weil da die Ströme Weichsel und Nogat vom Eise frei sein sollen.

5. Gründonnerstag. Die bekannten Gründonnerstags-Kringel kommen auch hier vor.

6. Ostern. Wie in vielen anderen Gegenden kommt auch hier hin und wieder unter dem Volke der Glaube vor, dass in der Osternacht alles fliessende Wasser heilsam und wunderkräftig sei; einzelne gehen wohl auch an die Wasserläufe, waschen sich oder schöpfen Wasser. In der am Ostermorgen aufgehenden Sonne sehen sie das Osterlamm, während man es in der Braunsberger Gegend in der untergehenden Ostersonne sieht! Die Ostereier spielen auch im Werder ihre Rolle; jedes Gesinde erhält zu Abend seine Portion zugetheilt, der Knecht 10 bis 12, dazu wird Reis in Milch gekocht gegeben. — Auch das „Schmackostern“ kommt vor, tritt aber wenig in die Oeffentlichkeit; es geschieht am Morgen des ersten Feiertages und zwar mit grünenden Stachelbeer-Reisern.

7. Der 1. Mai (d. h. wohl meistens der ihm zunächst liegende Sonntag) ist der Umzugstermin der ländlichen Arbeiterfamilien.

8. Pfingsten. Zu diesem Feste liebt man es, die Stuben mit grünen Reisern und Kalmus auszuzieren.

9. Johannis-Abend (23. Juni). Die aus dem alten germanischen Heidenthume stammende Sitte der Sonnenwendfeuer, welche zu Ehren des Lichtgottes

[4]) Es wäre im Interesse der Sittlichkeit sehr zu wünschen, wenn die Sitte des Brummtopfs ganz abgeschafft würde und aus dem Volke verschwände.

Balder auf Bergen und Höhen angezündet wurden und die sich noch in vielen Gegenden Deutschlands als Johannisfeuer erhalten haben, kommen auch hier vor. Längs der Weichsel- und Nogatdämme und auch im Innern des Werders sieht man an diesem Abende hie und da Feuer aufleuchten, brennende auf hohen Stangen befestigte Theertonnen. Von abergläubischen Gebräuchen an diesem Abende sehen wir hier ab.

10. Die Erntezeit. Zur Bestreitung der Erntearbeiten kommen von auswärts, meist aus polnischen Gegenden, Schnitter hierher mit Sicheln ausgerüstet: denn Roggen und Weizen wird (wenigstens theilweise) geschnitten und in „Kokoschken" (nennen sie es)[5]) aufgestellt, während die langen Stoppeln später mit der Sense abgehauen werden, um als Brenn- und Heizmaterial zu dienen. Haben jene Schnitter ihre Arbeit vollendet, dann bringen sie unter einem eigens dazu passenden poln. Liede „den Plahn", d. h. eine aus Aehren gewundene mit Blumen geschmückte Erntekrone. Dabei lauert denn wohl schon jemand im Hofe mit Wasser und sucht „den Plahn" zu begiessen. Es heisst aber das poln. Wort Plon nicht etwa „Erntekranz", sondern, wie mir Pfarrer Heinick mittheilte, „Ertrag". Mir scheint, als ob dieser Plon ein Symbol des Erntesegens sein und mit ihm gleichsam der Erntesegen dem Hausherrn überreicht werden soll. Und er wird in der That für segenbringend gehalten, denn man nimmt später die Körner aus diesem Erntekranz und mengt sie unter die neue Aussaat. Ist nun die Getreideernte ganz vollendet und das letzte Fuder geladen, so fährt dasselbe klappernd — durch eine an den Speichen eines Rades angebrachte Vorrichtung — in's Dorf, oben auf bringt man „de Ohle". Es ist dieses eine lebensgrosse ziemlich plumpe Puppe, meistens in Mannskleidern mit Hose, Jacke und Hut, seltener in Frauentracht, welche auf dem Fuder aufrecht gehalten wird, in der einen Hand ein Taschentuch, in der andern eine leere Flasche haltend. Wie mir von alten Leuten versichert worden, sei es früher stets eine weibliche Figur gewesen, und das scheint auch das Richtige zu sein, wie schon die auch jetzt noch beibehaltene weibliche Bezeichnung „de Ohle", d. h. die Alte, andeutet. Was ist das nun damit? Fragt man die Leute, was „de Ohle", bedeutet, so wissen sie nichts zu sagen. Mir scheint „de Ohle" nichts anders zu sein, als die „Frau Holle" oder „Holda" des alten deutschen Heidenthums, die als Göttin des Ackerbaus und Feldsegens als Kornmutter, plattdeutsch „Korenmoder", in den Feldern umhergehend gedacht wurde. Sind die Felder abgeerntet, so bringt man sie schicklicher Weise in effigie in die Scheune. Kommt nun das letzte Fuder daselbst an, so lauert schon irgend eine weibliche Person, etwa die Köchin, mit einem Gefäss voll Wasser und sucht den Fuhrmann damit zu begiessen. Gelingt es ihr nicht, so muss sie etwas zum Besten geben, d. h. Schnaps; auch soll wohl der Hausherr die leere Flasche der „Ohlen" füllen. Ausser dieser „Ohle" auf dem letzten Fuder gibt

5) Eine Anzahl Garben wird dicht aneinander senkrecht aufgestellt und darüber eine Garbe verkehrt gleich wie ein Dach gestülpt, das sind Kokoschken.

es noch eine „Ohle“ bei der Gerstenernte, worüber mir Herr Gutsbesitzer A. J. Claassen aus seiner Gegend Mierau Folgendes mittheilt: Wenn die letzte Gerste gebunden ist, d. h. keine mehr in Schwaden liegt, dann wird zuletzt „de Ohle“ gebunden, d. h. eine sehr umfangreiche schwere Gerstengarbe, mitunter mit Blumen geziert; an demselben Tage bekommen die Leute „söte Pankook“ (süssen Pfannkuchen), das sind Flinsen mit Honig oder Syrup. Da gibt es denn aber auch nicht die gleich zu erwähnende Stoppelgans. An einem passenden Abende nach vollendeter Ernte gibt der Hausherr seinem sämmtlichen Gesinde die Stoppelgans, das ist ein Schmaus bestehend in Bier, Branntwein und gutem Essen, aber nicht Gänsebraten, wie man wohl aus dem Namen schliessen möchte, während das Gesinde für sich als Entschädigung für die schwere Erntearbeit an einem Sonnabende Abends im Kruge oder in einer Kathe „das Austbegraben“ zu feiern, d. h. ein Tanzvergnügen zu halten pflegt. Ist in letzter Zeit sehr in Abnahme gekommen.

11. Der 16. October, der St. Gallus-Tag, ist, wie der 1. Mai, Umzugstermin der ländlichen Arbeiterfamilien.

12. Martini (11. November) Termin des Dienstwechsels. Ja, Martini! mit welch' verschiedenen Gefühlen wird dieser grosse Tag erwartet! Die Dienstherrschaften sehen mit Bangen, das Gesinde mit Sehnsucht ihm entgegen, denn da sind auf drei und noch mehr Tage alle Bande des Dienstverhältnisses gelöst, es muss „Martin gehalten“ werden. In den 8 Tagen vorher wird Alles im Hause aufgeräumt, gereinigt, gescheuert, selbst das Holzwerk der Wände und Decken von aussen und innen abgewaschen. Das abziehende Gesinde spielt dem neu anziehenden manchen Streich, z. B. die Mädchen backen beim letzten Gebäck vor Martini, wo das Martinsbrod (übrigens ganz gewöhnliches Brod) gebacken wird, alte Eisenstücke in die Brode, damit der neuanziehende Knecht sich daran beim Brodschneiden das Messer verderbe; sie graben Ziegeln, Steine, Bretter in die Gartenbeete ein, damit das neue Gesinde im Frühjahr seinen Aerger habe. Nun das Martinhalten selbst! Ist am Vormittage des 11. November der Lohn ausgezahlt oder wie man hier sagt „verrechnet“, dann zieht alles Gesinde, auch solches, das den Dienst nicht wechselt, aus den Höfen. Dabei besteht noch fast allgemein die Sitte, den weiblichen Dienstboten die sogenannte „Kalende“ zu geben, gewisse Gaben aus der Hauswirthschaft. In Tannsee z. B. besteht die „Kalende“ aus 1 Metz Weizenmehl, 2 Pfund Fleisch, 1 Brod, $^1/_2$ Pfund Talglichte und 1 Kanne Milch. So ähnlich wohl überall. Das Gesinde zieht also aus den Höfen, es beginnen Ferien, wo man sich in den Kathen bei den Seinigen aufhält, in die Stadt geht, um Einkäufe zu machen und sich vergnügt hält. Die Herrschaften müssen sich in den Tagen sozusagen selbst bedienen und sehen, dass sie einige von den verheiratheten Instleuten zur Besorgung der Hauswirthschaft erlangen, welche extra bezahlt werden. Dass bei diesem Martinhalten hie und da Excesse verübt werden, ist klar; doch haben alle polizeilichen Verordnungen, wenn auch den Unfug in den letzten Jahren wesentlich beschränkt — denn früher dauerte er 8 Tage —, ihn doch

nicht gänliczh abzuschaffen vermocht. Erst am 4. oder 5. Tage kehrt alles wieder in das alte Geleise zurück. Aber am liebsten tritt das neue Gesinde nur an einem sogenannten „Fleischtage“ (d. i. Sonntag, Dienstag und Donnerstag) in den Dienst, sonst dient es nicht aus. Zu demselben Behuf tritt es, wie mir Herr Claassen-Mierau mittheilt, nur des Abends den Dienst an.

13. Weihnachten. Am Vorabende, wenn es anfängt zu dunkeln, wird das hohe Fest durch heftiges und anhaltendes Knallen mit Peitschen (hier Geisseln genannt), worin der Werdersche Knecht überhaupt eine grosse Virtuosität besitzt, eingeleitet. In einigen Dörfern geschieht das am Neujahrsheiligenabend, in andern an beiden, und warum denn? damit die Pferde im neuen Jahre recht muthig sein sollen! Mag sein! doch der Ursprung dieses Knallens liegt weit zurück, wieder im alten deutschen Heidenthume. Grimm in seiner „Mythologie der Deutschen“ erzählt nämlich, dass nach dem Glauben der heidnischen Germanen in den Tagen des Julfestes, welches unserer Zeit von Weihnachten bis Heiligedreikönige (6. Januar), den sogenannten „Zwölften“ entspricht, gewisse Göttinnen (Holda, Bertha u. a.) ihre Umzüge durch's Land hielten. Mit der Bekehrung der Deutschen zum Christenthum verschwand aber dieser Glaube nicht sofort; jene Göttinnen zogen also nach wie vor „in den Zwölften“ durch's Land, nun aber galten sie als böse unholde Geister, als Hexen, und man suchte sie durch Peitschenknallen von den Wohnungen der Menschen zu verscheuchen. Dieser Glaube besteht nach Grimm's Angabe noch bis heute im Salzburgischen und im Pinzgau. Und eben daher wird ganz gewiss auch bei uns jenes Peitschenknallen stammen, wenn auch seine Bedeutung dem Volke verloren gegangen ist. Spät am Abende kömmt wohl noch mitunter „de Nätklås“. Es ist das derselbe Weihnachtsspuk, der in vielen Gegenden Deutschlands unter verschiedenen Namen als „Heiliger Christ, Weihnachtsmann, Schimmel, Knecht Ruprecht“ vorkommt[6]). Es gehören aber zum „Nätklås“, wenn er vollständig ist, fünf maskirte Personen: ein Jude mit dem Pündel, ein altes Weib mit dem Korb, ein Schimmel, eine Ziege und ein Bär, welch' letzterer eine mit Erbsenstroh umwickelte Person ist; dazu noch der Musikant, gewöhnlich mit einer Ziehharmonika. Diese ziehen in ihren resp. Verkleidungen von Haus zu Haus, durch eine Klingel ihre Ankunft meldend. „De Nätklås kömmt“. In den Häusern fordern sie die Kinder zum Beten auf: „Kannst auch beten?“, tanzen, üben auch wohl eine Art Strafgericht aus, indem sie unliebsame Personen, namentlich Mädchen, gegen welche sie etwas haben, mit Schlägen traktiren, treiben sonstigen Muthwillen und empfangen Geldgaben, welche sie gewöhnlich nach ihrem Rundgang gemeinsam verzechen. Es ist diese ganz abscheuliche und ebenfalls aus dem Heidenthume stammende Sitte zwar polizeilich verboten, auch gottlob schon sehr in Abnahme gekommen, dennoch kommt sie zur Schmach des Christenthums in manchen Dörfern immer noch vor.

---

[6]) Vergleiche dazu A. Treichel's Aufsatz in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Sitzung am 20. Januar 1883.

Was den sonderbaren Namen „Nätklås“ betrifft, so ist derselbe sicherlich aus „Nikolaus“ entstanden, der in Süddeutschland an seinem Festtage, den 6. Dezember, die Kinder bescheerende Heilige. „Nätklås“ wenden übrigens auch alle Weihnachtsgaben genannt. Dass auch „der Weihnachtsbaum“ und „die Weihnachtsbescheerung“ hier zu Lande üblich sind, sei noch nebenbei bemerkt.

b. solche, die sich an das Familienleben anknüpfen.

1. Hochzeitsgebräuche. Haben sich zwei Herzen gefunden und die Einwilligung der beiderseitigen Eltern erhalten, dann kommt bei den reichern Grundbesitzern der Bräutigam, wenn es gilt, die Verlobung zu feiern, in eleganter, womöglich neu angeschaffter, mit zwei Hengsten bespannter Equipage bei den Eltern der Braut vorgefahren. Nach der Verlobung macht das Brautpaar in derselben eleganten Weise Besuchsfahrten zu den beiderseitigen Verwandten. Vor der Hochzeit wird Polterabend gefeiert durch Aufführung kleiner Theaterstücke und der sonst üblichen Polterabendscherze und ein Tänzchen. Die Scherben vor der Hausthüre fehlen natürlich nicht; auch mit Wasser gefüllte Flaschen werden gegen die Hausthüre, Erbsen an die Fenster geworfen. Zum Polterabend wird nicht besonders eingeladen, sondern wer zur Hochzeit geladen ist, ist damit zugleich auch zur Theilnahme an jenem berechtigt. Die Hochzeitsfeier, am liebsten an einem Fleischtage, also Dienstag oder Donnerstag, beginnt Nachmittag; gewöhnlich wird zu 1 Uhr eingeladen. Man reicht zunächst Kaffee und Kuchen, dann Wein; es ist Concertmusik, bei günstiger Witterung Garten-Concert. Endlich gegen Abend findet die Trauung im Kirchorte in der festlich geschmückten Kirche, wohin im feierlichen Zuge gegangen wird, in den Aussendörfern im Hochzeitshause statt. Darauf beginnt Tanz. Bei recht grossen Hochzeiten werden schon lange vorher eigene kunstvolle Tänze unter Leitung eines Tanzmeisters eingeübt. Gegen Mitternacht folgt an geschlossenen Tafeln und in bunter Reihe das Essen, die Hauptmahlzeit, worauf das Tanzen bis zum Morgen fortgesetzt wird. Eine besondere Feierlichkeit bei Abnahme des Brautkranzes findet nicht statt. Am nächsten Sonntage ist Nachhochzeit bei den Neuvermählten.

Bei den kleinen Leuten, Käthnern und Knechten, kommt die Hochzeitsbitterin mit einem langen mit Bändern umwickelten Stocke, an dessen Spitze noch ein mit langen Bändern geschmückter Blumenstrauss nebst wallendem Taschentuch, und an dessen unterem Ende wohl mitunter eine Pfeife, um ihre Ankunft zu signalisiren, angebracht ist, in die Stube. Eigentlich soll die Bitterin zu reiten kommen, wie denn ehedem stets durch einen berittenen Boten, der mitunter auf seinem mit bunten Bändern geschmückten Pferde bis in die Stube hineinkam, eingeladen worden; und recht lustige Frauen kommen denn auch auf diesem Stocke, den sie ihr Pferd nennen, reitend in die Stube und bestellen ihre Einladung und zwar in Versen. Hier im Werder scheint folgendes

ganz allgemein Brauch zu sein: „Oeck sull juh grösse von de Brutlüd N. N.; jih sulle kåme opp e Sünndag, ähre Ehredag fiere.

Mött Singe on Springe
Wöll wie de Hochtiet verbringe;
Nicht bloss Sünndag on Måndag,
Sondern de ganze Wähk noch.
Messer on Gafflen dörf jieh nich bringe;
Ries on Bråde war jieh nich finge;
'ne gebradne Luus,
Onn 'ne oppgespöckte Muus;
Wer dat nich wöll
De blöfft to Huus."

Die Hochzeiten der kleinen Leute finden durchweg an einem Sonntage Nachmittag statt. Kommt das Brautpaar mit seiner Begleitung (mit grünen Kränzen gezierte Brautjungfern und den Trauzeugen) aus der Kirche, so wird ihm beim Eintritt in das Haus Brod und Salz, was Glück bringen soll, der Braut wohl manchmal auch ein Besen, zum Zeichen, dass sie das Haus rein halten soll, entgegengebracht. Das eintretende Brautpaar, sowie jeder ankommende Gast wird mit Musik empfangen, eingeblasen, und erhält zum Willkomm einen Schnaps. Und dann fängt man, hübsch nach Geschlechtern gesondert, an einer langen Tafel sitzend, am oberen Ende das Brautpaar, an zu schmausen, Kaffee mit allerhand Kuchen, Bier und Branntwein, während drei bis vier Musikanten Musik machen meistens „herzzerreissend, sinnbethörend". Auf der langen Tafel stehen einige Teller mit etwas Wasser und Grünkraut (Myrten-, Thymian- oder Majoranzweige), welche Teller zur Aufnahme freiwilliger Gaben für die Musikanten oder die Kochfrau dienen. Um zum Geben anzuregen, spritzt Jemand dann und wann mit dem grünen Zweig bald diesem, bald jenem Gaste Wasser ins Gesicht. Nach dem Kaffee beginnt das Tanzen, was bis zum hellen Morgen andauert. Zwischenein wird auch etwas gegessen; doch zu einer eigentlichen Mahlzeit kommt es nicht: es giebt nur eingelegten Hering, Butterbrod, Kaffee mit Kuchen; der Branntweinsflasche wird tüchtig zugesprochen. Die Ausgelassenheit der Hochzeitsgäste ist gewöhnlich sehr gross und äussert sich durch lautes Jauchzen, was dann und wann vom Hochzeitshause die ganze Nacht hindurch erschallt. Gegen Ende der Hochzeit findet noch das „zur Haube-Sammeln" statt. Dazu setzt sich der Bräutigam mitten in der Stube auf einen Stuhl, in der einen Hand einen leeren Teller haltend, die Braut auf seinem Schoosse. Jeder Tänzer nimmt nun die Braut, tanzt mit ihr, bringt sie wieder auf den Schooss des Bräutigams und legt nun seine Geldgabe in den Teller. Nachher tanzt mitunter der Bräutigam vom Schoosse der Braut aus mit allen Mädchen ebenso. Das so gesammelte Geld heisst „zur Haube" und dient den Brautleuten zur Bestreitung der Kosten. Dazu die in baar (das geringste sind drei Mark) entrichteten Hochzeitsgeschenke, machen die kleinen Leute bei ihren Hochzeiten mitunter noch ein ganz gutes Geschäft.

2. Kindtaufen. Ist in einer Familie das freudige Ereigniss der Geburt eines Kindes eingetreten, so giebt es daselbst „söte Schnaps“ (süssen Schnaps), d. h. wer gratuliren kommt, erhält süssen Schnaps, Machandel mit Zucker, bei den Besitzern wohl süssen Wein. Man sagt daher: „tom söte Schnaps gâhne“. In den Höfen erhält bei jenem freudigen Ereigniss sogar alles Gesinde süssen Schnaps. Ist jedoch ein Mädchen einpassirt, dann heisst es: „Oett göfft man baarfte Schnaps“, d. i. blossen Schnaps, ohne Zucker. Vielleicht soll durch die Darreichung eines süssen Getränks symbolisch ausgedrückt werden, dass an der Freude des Hauses alle Bewohner und Besucher desselben theilnehmen, alle diese Freude in sich aufnehmen sollen, wie sie das süsse Getränk in sich aufnehmen. Es wäre eine Art „Minnetrinken“. — Dann kommt „dat Kingelbeer“ d. i. der Kindtaufsschmaus, doch meist nur bei den Besitzern. Die Käthner schicken gewöhnlich ihr Kind zur Taufe nach der Kirche, wo sich auch die oft zahlreichen Pathen einfinden. Diese geben ihr Geldgeschenk und die Sache ist abgemacht. Doch kommen wohl auch Taufen mit Tanzmusik vor.

3. Geburtstage. Die Besitzer und ihre Frauen feiern ihre Geburtstage. Eingeladen wird dazu nicht; dennoch aber kommt oft eine sehr grosse Gesellschaft zusammen: die Verwandten, selbst die aus weiter Ferne, Nachbaren und Befreundete finden sich ein. Und nun ist es bei diesen (und allen ähnlichen) Gelegenheiten Werder'sche Sitte, dass Alles hübsch gesondert placirt wird, an gesonderten Tischen, selbst in gesonderten Zimmern, hier die verheiratheten resp. alten, dort die jungen Damen, hier die alten, dort die jungen Herren, bis erst allmählich bei zunehmender Gemüthlichkeit die strengen Schranken sich lösen. Es kommt gewöhnlich auch zu einem Tänzchen nach dem Pianino, welch' letzteres wohl in keinem grössern Hofe fehlt.

4. Begräbnisse bei der wohlhabenderen Klasse der Besitzer.

Zur Theilnahme an Begräbnissen wird stets durch Karte, meistens gedruckte, auf eine bestimmte Stunde eingeladen. Man sei aber ja nicht pünktlich; denn es ist nun einmal Werder'sche Sitte, die Stunde des Beginnens einer Familienfestlichkeit stark verfrüht anzusetzen. Ist z. B. zu 10 Uhr eingeladen, wie das meistens zur Winterzeit geschieht, so ist die Beerdigung sicherlich nicht vor 3 Uhr. In den längern Tagen wird zu 1 Uhr geladen, während das Begräbniss dann gegen 6 Uhr stattfindet. Aber das Mittagsmahl, welches es ehedem bei den „10 Uhr- oder Ganze-Tages-Begräbnissen“ gab, ist abgekommen und dürfte, wie Herr Claassen-Mierau meint, nur noch bei besonders reichen kinderlosen Hofbesitzern gegeben werden. Mit der Sitte des verfrühten Einladens bekannt, sammeln sich denn erst allmählich die Eingeladenen und nehmen wieder, wie auch bei andern Familienfesten, je nach den verschiedenen Kategorien ihre gesonderten Tische resp. Zimmer ein. Es wird Kaffee und Kuchen, dann Wein und Torte herumgereicht und eine solide Unterhaltung geführt, während die Leiche, auf deren Ausstattung viel verwendet wird, in einem besondern schön mit Grün und Kerzen dekorirten Zimmer offen in Parade steht. Ist die Stunde der Beerdigung da, möglichst gegen Abend, dann werden in dem grössten

Zimmer die Tafeln weggeräumt und nun die Trauerfeierlichkeit mit einem Begräbnissliede begonnen; der Geistliche hält die Leichenrede, worauf wieder ein Lied folgt und dann der Sarg geschlossen wird. Hierauf findet der Zug auf den Kirchhof und die Einsenkung und Einsegnung der Leiche statt. Bei Begräbnissen im Kirchorte wird mitunter die Leiche in die Kirche getragen und daselbst die Trauerfeierlichkeit gehalten. Nach der Beerdigung versammeln sich nur noch die nächsten Verwandten des Verstorbenen zum Mahle im Trauerhause.

Alles Vorstehende gilt indess nur von den Begräbnissen der evangelischen und beziehungsweise auch der mennonitischen Hofbesitzer: die katholischen, deren es aber im Werder nur verschwindend wenige giebt, werden nach dem streng vorgeschriebenen Ritus ihrer Kirche beerdigt und finden dabei, sowie auch bei den Begräbnissen der kleinen Leute nennenswerthe Eigenthümlichkeiten nicht statt. Dass sich auch im Werder an Tod und Begräbniss mancher Aberglaube anschliesst, ist ausgemacht; doch gehört die Namhaftmachung desselben nicht in den Rahmen dieser Darstellung.

Die Gräber der Entschlafenen werden in lobenswerther Weise in Ehren gehalten, nicht bloss mit schönen Denkmälern geziert und mit Blumen bepflanzt, sondern während der Sommermonate wohl zu jedem Sonntage mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt und oft besucht. Zur Bepflanzung der Gräber werden mit Vorliebe folgende 5 eine bezeichnende Symbolik enthaltende Pflanzen gebraucht: *Hedera Helix* (Epheu), *Vinca minor* (Immergrün), *Sedum spurium* (Grabesruh), *Sedum maximum* (Himmelsschlüssel genannt) und *Sedum acre* (Fettehenne).

c. solche aus der Haus- und Hofwirthschaft.

Beginnen wir mit der Hofmarke. Jede Hofwirthschaft, wozu auch die mit Hufen dotirten Pfarreien gezählt werden, hat eine Art Wappen, meistens an und für sich nichtssagende Zeichen, die man Hofmarken oder Hofzeichen[7]) nennt und zur Bezeichnung des betreffenden Hofes dienen. Es wird damit lebendes und todtes Inventarium gezeichnet, zu welchem Ende eine in jedem Hofe sich findende eiserne Schablone dieser Marke glühend gemacht und aufgebrannt wird, z. B. den Pferden, den Ackergeräthen. In den Kirchen findet man vielfach den Stand eines Hofes mit seiner Hofmarke, sowie auf Kirchhöfen alte Grabsteine damit versehen; mitunter wird sie auch statt der Namensunterschrift des betreffenden Hofbesitzers gebraucht. In den Schulzenämtern findet sich eine Zusammenstellung aller Hofmarken des Dorfes auf einer hölzernen Tafel, der sogenannten Schulzentafel, vor. Man sieht da die unterschiedlichsten Figuren, und nicht bloss in einer Dorfsgemeinde hat natürlich jeder Hof ein anderes Zeichen, sondern im ganzen Gr. Werder kehrt dieselbe Hof-

7) Solche Hofmarken kommen, wie mir Herr A. Treichel-Hoch-Paleschken mittheilt, auch auf Hela, vielfach in Pommern, (Stralsund, Stettin) und in Schleswig-Holstein vor.

marke nur selten wieder. Zur Veranschaulichung gebe ich eine Tafel (I.) mit den sämmtlichen Hofmarken von Tannsee, Lindenau, Mierau und Gnojau, die mir durch die Güte der betreffenden Herren Ortsvorstände (von Gnojau durch Herrn Lehrer Mausolff) mitgetheilt sind. Zu dieser Tafel noch einige Bemerkungen, welche über diese immerhin interessante Erscheinung einiges Licht verbreiten. Einige Hofzeichen ähnen Buchstaben, sind also wohl die Anfangsbuchstaben des Namens der ursprünglichen Besitzer; nach Herrn Claassen ist das in einigen Fällen im Dorfe Tiege und Mierau (c. 19, Besitzer Lingenberg) der Fall. Andere bezeichnen bildlich das Gewerbe, welches neben einer Landwirthschaft da und dort betrieben wird, so Fig. c. 3.: Wagschaale (Häkereibetrieb) und Fig. c. 2 Bild einer Grützmühle: in der qu. Besitzung ist eine Grützmüllerei. Noch andere Figuren bezeichnen Geräthschaften und werden auch darnach benannt z. B. Fig. c. 15 Fleischbeil, 20 Dunggabel, 22 Brunnenschwengel.

Gedenken wir hier gleich einer Eigenthümlichkeit, die zwar nicht allgemeine Sitte, sondern mehr nur Liebhaberei einzelner gewesen zu sein scheint, aber auch jetzt noch hie und da erkennbar ist, nämlich den hier an den Wohnhäusern der Hofbesitzer üblichen in seiner unteren Etage offenen Vorlaubenbau mit so vielen Säulen (Ständern) zu stützen, als der qu. Hof Hufen zählt, so dass man gleich äusserlich an einer z. B. von 7 Säulen getragenen Vorlaube erkannte: Hier wohnt Einer mit 7 Hufen. Ja es soll sogar üblich gewesen sein, an dem ehemals modernen kleinen Mantelkoller ebensoviele Besätze anzubringen, als der qu. Besitzer Hufen hatte.

Das Verhältniss der Hofbesitzer eines Dorfes unter einander ist ein sehr freundschaftliches; man nennt sich „Nachbar“, der Ortsschulze ruft die „Herren Nachbaren“ zusammen. Früher war die Bezeichnung „Mitnachbar“ Mode. Auf alten Grabmonumenten liest man oft: „Hier ruht N. N., gewesener Mitnachbar in N. N.“

Was das Verhältniss des Hofbesitzers zu seinem Gesinde betrifft, so charakterisirt sich das am besten durch die Anrede. Das Gesinde redet den Hausherrn mit „göns'ger Herr“ (günstiger Herr), die Hausfrau mit „göns'g Frucke“ (günstiges Frauchen) an. Die Söhne des Hauses werden „junger Herr“, die Töchter „Fräuleinke“ genannt. „Burtschick“ und „Jungferchen“, wie sie ehedem genannt wurden, sind veraltet und kommen wohl nirgend mehr vor. Da wir beim Gesinde angekommen sind, so wollen wir nicht versäumen, die einzelnen Chargen, wie sie in einer grossen Werderwirthschaft vorkommen, namhaft zu machen. Von männlichem Gesinde kommt vor: klein Jung, gross Jung, klein Looser, gross Looser, mitunter noch ein eigener Kutscher, dann „Futtrack“, der die Pferde, und „Kuhfutterer“, der die Kühe zu füttern und zu besorgen hat, zuletzt „der Knecht“, meistens ein verheiratheter Mann, der die oberste Dienstcharge bekleidet. Von weiblichem Gesinde giebt es ein „Jungmädchen“, zwei „Köchinnen“ (Kähksche genannt, von „Kähk“, die Küche) und meistens noch eine Wirthschafterin. Die beiden Köchinnen versehen abwechselnd Woche

um Woche den Köchendienst, während unterdess die andere Dienst in den Stuben hat; jene heisst dann „de Buhterschte“ und die andere heisst dann „de Bönnerschte“ (buhte = draussen, bönne = drinnen). Aber man begnügt sich wohl auch, namentlich in kleinern Höfen, mit einer Kähksche, während es in grössern noch mehr als zwei giebt. Abwechselnd haben die Dienstmädchen je ihren freien Sonntag zu beliebigem Ausgang, wobei es hergebrachte Sitte ist, ihnen nach Hause d. h. für ihre Eltern oder Angehörigen eine Kanne Milch mitzugeben. In der Jahreszeit, wo die Milch knapp ist (Weihnachten bis in den März) fällt in manchen Dörfern diese Kanne weg, z. B. in Mierau. In die Kirche nehmen die Dienstmädchen in den Sommermonaten gern „e Krietke“ mit. (Siehe Wortverzeichniss.)

Gehen wir nun mit dem Gesinde zu Tisch, um uns auch hier Werdersche Sitte und zugleich auch einige charakteristische Speisen anzusehen. Es speist männliches und weibliches Gesinde meistens gesondert und zwar von flachen hölzernen (sehr selten irdenen) Tellern oder vom sogenannten „Fleischbrett“, ein hinlänglich langes ziemlich schmales Brett, worauf durch eingerissene Striche jedem seine Stelle abgegrenzt ist. Auf Teller oder Fleischbrett findet jeder an den Fleischtagen (das sind Sonntag, Dienstag und Donnerstag), in der Erntezeit öfters. zu Mittag seine Portion Fleisch und zwar gewöhnlich zugleich Rind- und Schweinefleisch (seltener nur einerlei) kalt vorgelegt. Es wird nämlich Fleisch stets auf eine ganze Woche gekocht (im Sommer soll es stellenweise wohl zu jedem Fleischtage gekocht werden) und kalt zu verschiedenen Gemüsen als Braun- oder Weisskohl (Kumst), Möhren, Wrucken, Pastinak, Erbsen gegeben. An den andern Tagen oder zu Abend ist ein beliebtes Werdergericht „Erdschockekielke“, d. h. Kartoffeln und Mehlklösse zusammengekocht und mit Fett überbraten. oder „Fleck“[8]), welche eingesalzen, mitunter auch in Molken oder Essigswasser für längere Zeit aufbewahrt und auf Gemüse (Möhren oder Wrucken) gegeben wird. Als zweiter Gang kommt „de Läpelkost“, d. i. Löffelkost, eine mit Löffeln zu essende dünne Speise. Und da spielt nun im Werder „Bottermelksche Grött“ — Buttermilchsche Grütze — eine grosse Rolle; sie kommt in vielen Höfen fast täglich auf den Tisch. Es wird nämlich Gerstengrütze mit Buttermilch in grösseren Quantitäten, auf wenigstens eine Woche ausreichend, gekocht, in Fässern aufbewahrt und zum Gebrauch — während des Sommers, namentlich bei der Ernte — stückweise davongenommen, mit kalter Milch übergossen und so gegeben, was eine angenehm kühlende Speise sein soll. Um aber die „Buttermilchsche Grütz“ in den Wintermonaten, wo nur wenig Buttermilch gewonnen wird, nicht entbehren zu müssen, wird von letzterer von Ende September Vorrath in Fässern aufgesammelt und dann seiner Zeit Gerstengrütze damit gekocht und im Winter warm gegeben.

So wie in Neujahr für alles Gesinde die oben erwähnten „Purzelkes“ (auch „Niejährschkookes“ genannt) gebacken werden, so giebt es auch an den drei

8) Die Gedärme vom Rind.

höchsten Festen: Ostern, Pfingsten, Weihnachten, ganz bestimmte Speisen: zu Ostern (in manchen Höfen auch zu Pfingsten) Abends Eier mit Milchreis; auch spielt der geräucherte Schweinskopf an diesen Festen eine grosse Rolle. Doch herrscht in dieser Beziehung keine Uebereinstimmung, weshalb ich nähere Namhaftmachung übergehe.[9])

„De Schwienskest". Ein grosses Ereigniss in den Hauswirthschaften ist das in die Monate November und Dezember fallende Schlachten der Schweine. Der Arbeitsmann schlachtet sein Schwein an einem Sonntage, weil er die Woche über bei seinem Herrn beschäftigt ist, früh morgens anfangend und unter Beihülfe von Nachbaren und Freunden die Arbeit vollendend. In den Höfen aber, wo acht bis zehn und mehr dieser Thiere geschlachtet werden, gestaltet sich dieses Ereigniss zu einem förmlichen Familienfest, „Schwienskest" genannt. Die Verwandten eilen zur Hülfe herbei, die Nachbaren kommen, wie es hier heisst, „Speckmessen" und es entwickelt sich unter Schmausen und Trinken ein fröhliches Treiben, während dessen die Arbeit mit den geschlachteten Thieren fortgesetzt, aber an demselben Tage meist nicht beendet wird. Am nächsten Tage wird dann vollendet, wo sich dann wohl das bewegte Treiben wiederholt: es giebt Wurst! Mitunter endet die ganze „Schweinskest" mit einem Tänzchen.

„De Fönsterkest". Ist ein neues Wohnhaus erbaut, wobei Verwandte, Freunde und Nachbarn hülfreiche Hand geleistet haben, dann giebt der Besitzer desselben jenen einen Schmaus, den man „Fönsterkest" nennt; Fönsterkest von „Fenster", aber warum so, habe ich nicht erfahren können.

Der geneigte Leser verzeihe, wenn ich ihn noch in den Viehstall führe. Auch der Werder'sche Viehstall gewährt ein Interesse. Da stehen 20 bis 30 und noch mehr Kühe — unter der Obhut eines eigenen „Kuhfutterers" — rein und glatt geputzt in Reih und Glied neben einander „in Staaken", d. h. jede in einer Art von Joch, rechts und links vom Halse aus mit Stricken oder Ketten, die sich in losen Oesen um zwei durch einen Querbalken oben verbundenen Pfosten auf und ab bewegen, angebunden. In diesen „Staaken" steht das Vieh die ganzen sieben Wintermonate auf derselben Stelle ohne jemals auf den freien Hofraum zu kommen, zwar ein recht unbequemes Stehen, das Thier kann sich nur wenig bewegen; aber eben deshalb dient es zur Reinlichkeit und zum gegenseitigen Frieden: die Kühe können nicht einander stossen. Auch die Kuh des kleinen Mannes muss in Staaken stehen, die Ziege, deren jeder Käthner wenigstens eine hält, meistens ebenso. — Bei neuen Einrichtungen werden jetzt wohl, besonders in grösseren Höfen, die „Staaken" weggelassen und die Kühe mit Ketten an der Krippe befestigt, wobei durch eine Vorrichtung es möglich gemacht ist, sämmtliche Kühe mit einem Schlage von der Krippe los zu machen, was bei Feuersgefahr von grossem Vortheil ist.

d. solche aus der Landwirthschaft.

Einiges hierher gehörende ist schon unter II. a. 10 „Erntezeit" und im Wortverzeichniss mitgetheilt worden. Zur Vervollständigung hier noch Folgendes:

[9]) Im katholischen Ermlande giebt es am ersten Weihnachtsfeiertage Mittags weisse Erbsen.

Fahren. „Fåhr nich so nau!“ ruft der Herr dem Kutscher zu, d. h. fahr nicht so nahe der Grabenkante; und dann wieder: „Håk nich an!“ er soll nicht Bäume oder Thorpfosten anfahren; hat er sie doch gestreift und ist nur mit knapper Noth vorbeigekommen, dann heisst es: „ött schnåweld man so!“ („schnåweld“ wahrscheinlich „schnäbelte“.) Ist im Wege ein tief ausgefahrenes Geleise, dann muss man es „beschreile“, d. h. so fahren, dass man es zwischen den Rädern hat.

Ackerbestellung. Es wird nur mit Pferden gepflügt, wobei der Werdersche Knecht oder Junge viel singt. Manchmal gerathen die Furchen nicht, sie werden „to nau“ (zu schmal) oder „to gier“ (zu breit), welches „gier“ in den Wörtern „utgiere, vergiere“ wiederkehrt (s. Wortverzeichniss). „Dat Wintersch“, „dat Sommersch“ und „de Sådeltiet“ sind schon erwähnt. Kartoffeln werden mitunter, vielleicht meistentheils, mit dem Spaten gepflanzt; damit sie schön in Reih und Glied stehen, wird vorher durch den Markör (Marqueur) die Fläche durch flache Längs- und Breitfurchen gezeichnet und wo dieselben sich kreuzen, die Knolle gepflanzt.

Ernte. Hier erwähne ich als Eigenthümlichkeit die „Lådhanschke“, d. i. Ladehandschuhe, Fausthandschuhe von Schafleder, deren das Paar zur Zeit 60 Pf. kostet. Sie dienen beim Umgehen mit den Garben zum Schutze der Hände, besonders wegen der hier häufigen Disteln; und „der Lader“, d. h. derjenige, der die Garben auf den Erntewagen und „der Vleiher“, der sie in der Scheune an Ort und Stelle zu legen hat, ziehen solche Handschuhe an. Im Scheunenraum, dem sogenannten Fach, werden die Garben mittels „Schossforken“ weiter geworfen, zweizinkige Gabeln etwa halb so lang als die Staakforken.

Die Kartoffeln werden aus der Erde „geduckt“ mittels der „Kartoffelduck“. Dieselbe besteht aus einem handlichen Stil, an dessen Ende sich ein starkes, rechtwinklich abgebogenes, einem grossen Hufeisen ähnlich sehendes Eisen befindet. Mit dieser Duck schlägt der Ducker hinter der Staude in die Erde und reisst jene heraus. Das Ducken besorgen Männer, während Weiber und Mädchen das Auflesen der Knollen haben.

Viehweide. Das Vieh bleibt Tag und Nacht auf der Weide, welche meistens von Wassergräben, sonst von Drahtzaun eingehegt ist; ein Hirt ist dabei. Kleinere Herden von nur wenigen Häuptern werden ganz ohne Hirten gelassen. Die Zugänge und „Forthen“ werden durch „Dohrschlag“ und „Bock“ (s. Wortverzeichniss) geschlossen. Mitten auf der Weide steht der „Schobbjack“ eingegraben, ein Pfahl oder Baumstamm, damit das Vieh sich nach Bedürfniss daran scheuern (schobben) könne; und man sieht den „Schobbjack“ fleissig benutzt.

Krauten und Schauen. Weil das Land wenig Abfall hat, so ist es von grosser Wichtigkeit, die zahlreichen Wassergänge (Zuggräben, Vorfluthen, Laaken und Flüsse) von Wasserpflanzen rein zu halten; darum werden sie zweimal im Jahre, zu Johanni und Michaeli, von Kraut gereinigt, was man

„krude“ nennt, während die jene Arbeit besorgenden Leute „Kruder“ (Krauter) heissen. Nach dem Krauten hält die Schaukommission „die Schau“ ab, d. h. besichtigt, ob die Arbeit gründlich geschehen. Diese Kommission bilden die betreffenden Geschworenen. Es steht nämlich jeder wichtigere Wassergang unter einer besonderen Aufsichtsbehörde, deren Mitglieder als eidlich Verpflichtete „Geschworene“ heissen. Da giebt es „Schwente- und Linau- und Tannseer-Vorfluth- und Lindenauer-Laak- u. s. w. Geschworene“.

c. Bauerregeln und Sprüche.

Regent's Sünndag unter der Möss (Messe, Hochamt), so regent's de ganze Wähk (Woche) gewöss. —

Freitag ändert sich das Wetter.

Sonnabend muss die Sonne scheinen, wenn auch nur so lange, dass sich der Bettler sein Hemde trocknen kann; nur an drei Sonnabenden im Jahr braucht sie nicht zu scheinen. —

Wenn der Sieb-Mann (der Siebverkäufer) kommt, wird's regnen. —

Bei Neu- und Vollmond ändert sich das Wetter; wenn nicht, dann bleibt es so bis zum nächsten Mondwechsel.

Wenn die Sichel des Neumonds auf dem Rücken liegt, so dass der Reiter die Zäume darauf hängen kann, dann kommt schönes Wetter, im Winter Frost. Ebenso, wenn die Krähen die obersten Spitzen der Baumwipfel aufsuchen. (Herr Claassen-Mierau.) —

Wenn die Kinder bei ihren Spielen draussen noch spät Abends viel Geschrei und Lärm machen, regnet's den Tag darauf; desgleichen wenn die Hühner ungewöhnlich spät zur Ruhe gehen und die Hunde Gras fressen. —

Früher Regen und frühe Bettelleut' geh'n zu Bier (d. i. verschwinden), eh' die Glocke (zur Kirche) läut't. —

„Tiedge (frühe) Gäst bliewe nich Nacht.“ Dagegen: „Späde Gäst wölle Nacht bliewe“. —

Onngebädne (ungebetene) Gäst gehöre an't grote Fönster (an die Hausthüre).

Im Schaltjahr dürfen die Mädchen auf die Freischaft gehen. (Herr Gellern-Tannsee.) —

„Dat Wedder öss so moj, de Peerd ware ganz loj.“ (moj = schwülwarm, loj = matt.) —

An bestimmte Tage knüpfen sich folgende Regeln:

Pauli Bekehrung (25. Januar): da drehen sich die Winterschlaf haltenden Thiere auf die andere Seite. —

Wenn auf dem sogenannten Speckmarkt in Marienburg (Sonnabend vor Septuagesima) vor 12 Uhr Mittags die zum Verkauf gestellte Grütze im Preise steigt, dann wird auch der Weizen steigen. (Gellern-Tannsee.)

Lichtmessen (2. Februar): Ein trüber Lichtmesstag verspricht ein frühes Frühjahr, ein heller kündigt das Gegentheil an. Daher die Verse:

„Lichtmösse dunkel,
Plög Barg onn Kunkel.
Lichtmösse hell onn klår,
Denn nömm de Barge wåhr.“

Und: „Lichtmess dunkel,
Macht den Bau'r zum Junker.“ —

Der Schäfer sieht an diesem Tage lieber den Wolf, als die Sonne im Schafstall. — Höchstens darf die Sonne so lange scheinen, als der Reiter Zeit zum satteln des Pferdes braucht, sonst ist spätes Frühjahr. — Klare Lichtmessen machen klare, d. h. unfruchtbare Eier. — „Lichtmessen halb Futter, halb Brod“ d. h. der Winter ist dann erst halb vorbei. —

Mariä Verkündigung (25. März): So viele Tage die Bienen vor diesem Tage ausfliegen, eben so viele müssen sie nachher einsitzen. —

An dem Tage, an welchem der Pflug zum ersten Mal auf's Feld fährt, gibt es Vesperbrod bis Michaeli. —

Wie der Wind steht am ersten Osterfeiertage vor und bei Sonnenaufgang, so bleibt er vorherrschend bis Johanni. —

„Wer seegt (säet) n°h Medar (nach Medardus, 8. Juni),
De öss een Nar.
Onn wer seegt nåh Vitt (Vitus, 15. Juni),
Dem geit Sack onn Såt quitt“. —

Regen'ts in 7 Brüder (10. Juli), dann regnet es 7 Wochen. —

Wenn es in Margaretha (13. Juli) regent, gerathen die Nüsse nicht. —

Bartholomäus (24. August) geht der Storch weg. —

Regnet es in Aegidius (1. September), dann kommt ein nasser Herbst.

Kreuzerhöhung (14. September), da ist Zeit, die Wintersaat zu bestellen.

Catharina (25. November). Dieser Tag ist wichtig für den krausen Winterkohl; ist er dunkel, dann kann man den Kohl stehen lassen, es kommt ein günstiger Winter: ist er hell, dann heimse man ihn ein, denn es folgt ein nasser, fauler Winter. Daher:

„Cathrin dunkel,
Låt den Kohl opp'm Strunkel.
Cathrin hell onn klår,
Denn nömm den Kohl wåhr“.

8. Dezember (Marienfest): Wie das Wetter da, so ist das Gegentheil am ersten Weihnachtsfeiertage. —

Das Wetter der sogen. Zwölften (26. Dezember bis 6. Januar) gibt für jeden Monat des neuen Jahres das Wetter an. —

Endlich noch die Quatemper. Je höher nach oben auf der betreffenden Monatsseite im Kalender sie stehen, desto höher werden die Getreidepreise; je tiefer nach unten, desto niedriger. (Gellern-Tannsee.)

Mögen hiemit meine Mittheilungen aus dem hiesigen Volksthümlichen geschlossen sein. Ich fühle das Unvollkommene und Lückenhafte dieser meiner Arbeit sehr wohl; aber ich gedenke auch eine Nachlese auf diesem sehr interessanten Gebiete zugleich mit Mittheilungen über hiesigen Aberglauben in späterer Zeit folgen zu lassen. Unterdessen kann ich nicht umhin hier den Wunsch auszudrücken, dass es bald gelingen möge in allen Gauen Deutschlands Mitarbeiter zu finden, welche durch fortgesetztes Beobachten und Sammeln zum weiteren Aufbau der heimischen Volkskunde beitragen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Schriften der Naturforschenden Gesellschaft Danzig

Jahr/Year: 1884

Band/Volume: NF_6_1

Autor(en)/Author(s): Preuschoff J.

Artikel/Article: Volksthümliches aus dem Grossen Marienburger Werder. 164-188